

Ein alternatives Lehrbuch der Volkswirtschaftstheorie

Josef Pöschl

1.

Die Geschichte vom Nutzen der Dinge und ihrem Grenznutzen, pointiert durch anschauliche Beispiele, gehört zum Standardrepertoire all derer, die Einführungen in die Volkswirtschaftstheorie halten, in Indien wie in Österreich, in Skandinavien wie in Südamerika. Die zahllosen Lehrbücher, die in den letzten Jahren erschienen sind, ähneln einander in Struktur und Inhalt; behandelt das eine ein Detail genauer, gehen andere nur überblicksweise darauf ein; und bestechen die einen durch exakte mathematische Ausformulierung, so werben andere mit dem Argument um ihren Absatz, für den mathematisch wenig Vorgebildeten verständlich zu sein. Der jeweilige Autor hat, um seine Lehrveranstaltungen abzuhalten, ein paar Lehrbücher studiert, hat danach ein Vorlesungskonzept für den eigenen Bedarf und mit eigenen Anmerkungen erarbeitet und später in ausgearbeiteter Form als Lehrbuch zu Markte getragen.

Joan Robinsons und John Eatwells »Einführung in die Volkswirtschafts-

lehre«¹ unterscheidet sich von diesen Lehrbüchern. Es ist als Alternative gedacht. Es stellt sich die Frage, ob ein Lehrbuchtypus, der innerhalb zweier Jahrzehnte weltweit zur Norm geworden ist, einer Alternative bedarf.

2.

Mit der Gliederung in Mikroökonomie und Makroökonomie ist der Grundkurs aus Volkswirtschaftstheorie eher zwiespältig als zweiteilig. Der Mikroökonomie-Teil beruht unmittelbar auf der Entwicklung der Nationalökonomie im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Durch die Anwendung insbesondere der Gleichgewichts- und Marginalanalyse wurde es möglich, in Form eines statischen Modells des allgemeinen Gleichgewichts jene seit der Frühzeit der Industrialisie-

1 Joan Robinson / John Eatwell, *Einführung in die Volkswirtschaftslehre*, Verlag Moderne Industrie, München 1974, 478 Seiten; Titel der Originalausgabe: *An Introduction to Modern Economics* (McGraw-Hill Book Company, Maidenhead/Birkshire 1973, 352 Seiten).

rung kursierende Idee exakt zu formulieren, nach der Vertragsfreiheit, Privateigentum und das Streben nach dessen Vermehrung sowie nach materiellem Wohlstand schlechthin in einer von Obrigkeiten nicht deformierten Konkurrenzwirtschaft dafür sorgen, daß mit gegebenem Produktionspotential alle individuellen Bedürfnisse optimal befriedigt werden, sofern sie mit aus dem Beitrag zur Produktion stammenden Einkommen fundiert sind. Das Konstrukt wurde derart ausgebaut, daß es auf alle Grundfragen der Ökonomie eingeht.

Die gesamtwirtschaftlichen, in diesem Sinne »makroökonomischen« Aussagen dieses als neoklassisch bezeichneten ökonomischen und gesellschaftlichen Vorstellungskomplexes sind gekennzeichnet durch die Überzeugung, daß Konkurrenz einen Preismechanismus auf den Märkten erzeugt, der dazu tendiert, Angebot und Nachfrage einander anzugleichen: Es gibt eine Tendenz zu einem allgemeinen Gleichgewicht, in welchem das Verhältnis der Preise zueinander so gestaltet ist, daß Angebots- und Nachfragemenge bei jeder Konsumgut- und Produktionsfaktorspezies ausgeglichen sind. Vollbeschäftigung ist ein dem System wesenseigener Zustand, Störungen können ihn nicht auf Dauer beseitigen, es sei denn, eine Grundbedingung, nämlich die der freien Konkurrenzpreisbildung, ist durch Interessengruppen gestört. Daß sie an allem festhält, was der Aufrechterhaltung des Glaubens an die Selbstheilmechanismen der Privatwirtschaft dienlich ist, charakterisiert die politische Haltung der Neoklassik.

Führte die wissenschaftliche Arbeit an diesem Modell dazu, daß das durchdachte und einzig umfassende Modell entstand, das die (zumindest nicht marxistische) Nationalökonomie besitzt, so hatte dies auch zur Folge, daß die Bedingungen, die ihm zugrunde liegen, immer deutlicher wurden. Sobald langfristige Wirtschaftskrisen auftraten, wurden immer mehr Be-

denken laut, die Voraussetzungen, von denen das Modell ausgeht, könnten nicht bloß unvollkommen gegeben, sondern überhaupt unrealistisch sein.

Auf der einen Seite wurden die Angebotsbedingungen einer genauen Analyse unterzogen. Es wurde gezeigt, daß die Konkurrenz unvollkommen, »monopolistisch«, ist, und daß für einen Teil der Unternehmen ein Preisverhalten ökonomisch rational ist, das durch Starrheit der Preise, vor allem nach unten, gekennzeichnet ist: Es handelt sich um Unternehmen, die unter oligopolistischen Bedingungen produzieren und bei denen das Angebot auftretenden Nachfrageschwankungen relativ unkompliziert und kurzfristig angepaßt werden kann.

Auf der anderen Seite entstand das, was sich als »Makroökonomie« in den Lehrbüchern findet, nämlich das aus dem Werk Keynes' abgeleitete statistische Modell. Es zeigt, daß die Marktwirtschaft auch unter Konkurrenzbedingungen und bei flexiblen Preisen nicht unbedingt zur Vollbeschäftigung hin tendiert: Dann nicht, wenn das Produktionspotential so weit anwächst, daß bei voller Kapazitätsauslastung die Konsumgüternachfrage, beschränkt durch die ungleiche Einkommensverteilung, Sättigungstendenzen aufweist und die Investitionsmöglichkeiten derart wenig profitabel erscheinen, daß auch die günstigsten Kreditbedingungen die Investitionsentscheidungen nicht zu stimulieren vermögen — oder wenn die Unsicherheit der künftigen Entwicklung es individuell-rational erscheinen läßt, Einkommen zu horten, anstatt es einer nachfragewirksamen Verwendung zuzuführen.

Nach diesen Beiträgen war das Lehrgebäude ziemlich durcheinander. Und das erste Lehrbuch, das alles wieder irgendwie unter einen Hut brachte, muß mit großer Erleichterung empfangen worden sein. So wurde es denn üblich, die Analyse der tatsächlich gegebenen Marktverhältnisse und die Theorie von den unflexiblen Preisen als eine Erweiterung der ursprüngli-

chen neoklassischen Argumentationskette hinzuzufügen, wo sie heute als eine Art Exkurs zu finden sind. Dasselbe gilt für die durch die Input-Output-Analyse wichtig gewordene Annahme einer Produktionstechnik, die mit konstantem Faktormengenverhältnis arbeitet.

Die keynesianische Makroökonomie ist an die Stelle der neoklassischen gesamtwirtschaftlichen Theorie gesetzt. Es ist längst versucht worden, eine »Synthese« zu finden: Dem Staat, der ursprünglich das letzte war, von dem die Neoklassik sprechen wollte und der als beschränkt notwendiges Übel galt, wurde die Rolle zugebilligt, die ihm die keynesianische Makroökonomie zuschreibt, quasi als *deus ex machina* dafür zu sorgen, daß die Gesamtnachfrage nicht hinter dem Volumen des potentiell Produzierbaren zurückbleibt, und die Mikroökonomie, heißt es, beschreibt die optimale Allokation in einem Zustand, der durch gesamtwirtschaftliches Gleichgewicht gekennzeichnet ist. (Inzwischen ist dieses — im Schock gewährte — Zugeständnis längst in Frage gestellt.) Auch die Aussagen Keynes' mußten Federn lassen, sie schrumpften — in knapper Formulierung — zu einem guten Dutzend Gleichungen, und es läßt sich streiten, wie viel sie mit Keynes selbst gemein haben. (Allerdings ist diese Frage bloß für die Dogmengeschichte wichtig.) Die dominierende Bedeutung, die dem Zinssatz für das gesamtwirtschaftliche Gleichgewicht beigemessen wird, dürfte jedenfalls weniger für die Beschreibung der Realität von Wert sein, aber den neoklassischen Vorstellungen kommt diese Akzentsetzung sehr entgegen.

Daß die Gesamtkonzeption neoklassisch ist, wobei kritische Ansätze einverleibt wurden, daß die eigentliche Botschaft hingegen durch die keynesianische Makroökonomie substituiert werden mußte, ist einer der Gründe, die den Einstieg in die Volkswirtschaftstheorie undurchsichtig und schwierig machen. Zielstrebig werden

die Voraussetzungen für das Verständnis einer zentralen Aussage geschaffen, die dann entweder nicht kommt oder, wenn sie kommt, im Widerspruch zu einer anderen zentralen Aussage steht. Daß in die Argumentationskette immer wieder Pausen eingebaut sind, in denen jenen Beiträgen ein Kapitel eingeräumt wird, die von der grundlegenden Idee mehr oder weniger weit abweichen, läßt den Eindruck einer gewissen Objektivität entstehen und ermöglicht es all jenen, die die Grundidee mit Skepsis betrachten, diese Lehrbücher dennoch zu ertragen, indem sie diese Kapitel bevorzugt behandeln. Nur wird durch all dies für den Studierenden schwer faßbar, warum der Lehrstoff so und nicht anders anfängt, fortfährt, endet, wie die einzelnen Teile miteinander in Zusammenhang stehen, auf welche Fragestellungen die einzelnen — aus der Sicht des Studenten mit Akribie ausgearbeiteten — Passagen abzielen und was sie zu notwendigen Bausteinen des Gesamtstoffes macht. Wie die Gründe, die zu diesen und keinen anderen Lehrinhalten geführt haben, unerklärt bleiben, bleibt auch ihr Gesamtaussagewert verborgen. Und die Fragen, die angeschnitten werden, sind nicht die, die sich der Student bezüglich »Wirtschaft« stellt. Das »Wozu, außer für die Prüfung, kann ich das brauchen«, ist ein Hauptproblem der Studierenden. Es ist vielleicht weniger ein Problem derer, die Volkswirte werden wollen: Sie wissen, daß dies das Rüstzeug ist, und hoffen, daß sie alles einmal durchschauen werden; es ist vor allem das Problem für Absolventen jener Studienrichtungen, für die der Studienplan vorsieht, daß sie Einblick in die Wirtschaftstheorie erhalten sollen.

Das Standardlehrbuch beruht somit auf der intellektuellen Arbeit von ganzen Generationen von Ökonomen, und daß es als Einführung in die herrschende Lehre den wirtschaftlichen Liberalismus glorifiziert, ist nur eine Seite: Wenn man es mit dem Argu-

ment, es sei bürgerlich oder »vulgär-ökonomisch«, einfach beiseite schiebt, wird man ihm sicherlich nicht gerecht. Es enthält eine Unzahl von Elementen, ohne welche man sich Volkswirtschaftstheorie heute kaum mehr vorstellen könnte, wie etwa die Marginalanalyse. Das Problem liegt nicht im Instrumentellen, auch nicht in der Methode der Schlußfolgerungen, sondern eher darin, daß diese mit Annahmen gekoppelt sind, die kein Modell entstehen lassen, das die heute gegebene ökonomische Realität umfassend beschreibt. Wenn das Gesamtbild die Wirklichkeit nicht wiedergibt, so beruht doch jede der einzelnen Annahmen auf Beobachtungen und einer gewissen Plausibilität. Es stellt sich nur die Frage, ob es nichts Hintergründigeres zu beobachten, nichts Wichtigeres zu sagen gibt. Am informativsten ist, was die herrschende Lehre nicht behandelt.

3.

Das Brauchbare nicht zu verwerfen, sondern für die Konstruktion eines realistischeren Bildes der ökonomischen Realität zu verwenden, haben Joan Robinson und John Eatwell in ihrem Lehrbuch versucht. Sie haben sich also bemüht, jener Forderung gerecht zu werden, die immer dann kommt, wenn versucht wird, die herrschende Lehre kritisch darzustellen: Wenn die Kritik nicht bloß so subtil ist, daß sie nur von Eingeweihten verstanden wird, kommt die Frage, warum nicht etwas Positives präsentiert wird. Diese Forderung übersteigt die Leistungsfähigkeit eines einzelnen, und was Joan Robinson und John Eatwell als Alternative anbieten, wäre nicht denkbar ohne die Fundierung durch das Resultat von einem halben Jahrhundert Arbeit der heute sogenannten »Postkeynesianer«.

Man stößt in vielen Sparten der Volkswirtschaftstheorie auf Beiträge der Postkeynesianer: In der mikroökonomischen Produktionstheorie, in der Marktformenlehre, in der Kapital- und

Verteilungstheorie, in der Wachstumstheorie und in der Konjunkturtheorie; überall unter »auch das gibt es«. Und es gibt auch das Werk Kaleckis, der die Postkeynesianer vielleicht mehr als Keynes beeinflusst hat: Auch Kalecki als (kaum einzuordnende) Randfigur vor allem in der Konjunktur- und Verteilungstheorie. Der wichtigste und weitaus umfangreichste Teil des Buches, die »Analyse«, verarbeitet diese Beiträge zu einer konsistenten umfassenden Wirtschaftstheorie, die auf die fünf Grundfragen eine Antwort geben, die im — dem Analyseteil vorangehenden — dogmengeschichtlichen Teil aufgezählt werden: die Frage nach der Entstehung des Reichtums, nach der Rolle des Geldes, nach der Bestimmung der Preise, die Frage der »sozialen Gerechtigkeit« und das Problem der effektiven Nachfrage.

4.

Der dogmengeschichtliche Teil — er umfaßt etwa ein Siebentel der Gesamtseitenzahl — skizziert, wie die Vorgänger der Klassiker, dann die Klassiker und schließlich die Neoklassiker diese Frage beantwortet haben. Mit »Geschichten« aufzuwarten, anstatt mit dem »Heute«, ist unpopulär. Nur zeigt sich dadurch eben, daß das, was die heute herrschende Lehre ausmacht, zumindest ebenso sehr historisch wie durch gegenwärtige ökonomische Verhältnisse bedingt und erklärbar ist. Der Schimmer von Unumstößlichkeit, Absolutheit, wie er durch das selbstverständliche Durchziehen des Lehrstoffs von Kapitel zu Kapitel geschaffen wird, macht dem Eindruck Platz, daß das, was eine Gesellschaft über die Struktur ihrer Wirtschaft aussagt, nicht nur Erkenntniswert hat, sondern auch historisch, gesellschaftlich sowie politisch bedingt und in keinem Sinn »neutral« ist.

Indem es Dogmengeschichte an den Anfang stellt, beginnt das Buch auf eine Weise, die jener der Standardlehrbücher entgegengesetzt ist; es

fängt mit einem Übersicht schaffenden Orientierungsplan an, anschließend wird ins Detail gegangen, wird präzisiert.

5.

Ausgangspunkt des Analyse-Teiles ist eine Untersuchung grundlegender Produktionsbedingungen in ihrem Zusammenhang mit sozialen Beziehungen, die durch die Eigentumsform geprägt sind. Absurder- oder bezeichnenderweise ist das für die heutige Volkswirtschaftstheorie — zumindest für die nichtmarxistische — ein »Novum«. Das Robinson-Eatwell-Lehrbuch demonstriert, wie das soziale System den Modus bestimmt, in dem technischen Bedingungen entsprochen wird, und daß es neben diesen ein Bestimmungsfaktor der Outputmenge, der Produktverteilung und der Arbeitsorganisation ist: Von den Produktionsbedingungen her wird der Unterschied zwischen der Möglichkeit, alle Inputarten parallel auszuweiten und der Kombination variabler Produktionsfaktoren mit einem konstanten, nicht reproduzierbaren Faktor (Boden — zum einen einheitlicher, zum anderen unterschiedlicher Qualität) herausgearbeitet; je nach den Produktionsbedingungen und dem sozialen System — a) unabhängige Familienbetriebe, b) Großgrundbesitzer und Pächter und c) kapitalistische² Bauern und Landarbeiter — wird der Output pro Hektar, pro Mann oder der Gesamtnetto-Output maximiert. Das Prinzip der Grenzproduktivität, der Differentialrente und die neoklassische Verteilungstheorie werden darstellbar, und es wird gefolgert, daß die Vorstellung, die Löhne tendierten dazu, sich dem Grenzprodukt der Arbeit anzugleichen, nur unter strengsten Annahmen sinnvoll ist, und keinesfalls dort, wo mit einer Vielzahl reproduzierbarer Produktionsmittel produziert wird.

Wohl nicht zufällig wird im Ana-

lyse-Teil das neoklassische Konzept in einem Kapitel erstmals dargestellt, das von den sozialen und produktionstechnischen Bedingungen der vorindustriellen Epoche inspiriert ist, in welcher der ab der vollzogenen Landnahme nicht mehr vermehrbare Produktionsfaktor Boden zentrale Bedeutung hatte. Nach der Industrialisierung trat die Bedeutung nichtreproduzierbarer Produktionsmittel weit hinter jene der reproduzierbaren zurück. Ein Großteil der Produktionsmittel sind Industrieprodukte. Die Neoklassiker haben Ergebnisse der klassischen Analyse einer kapitalistischen Gesellschaft, die hauptsächlich mittels Arbeit und Boden produziert, mit den daraus abgeleiteten wichtigen Schlüssen übernommen und angenommen, daß sie auch eine Beschreibung der Bedingungen kapitalistischer Produktion, die hauptsächlich auf Arbeit und reproduzierbaren Produktionsmitteln beruht, darstellen. Die Analysetechnik der »Momentaufnahmen« (statische beziehungsweise komparativ-statische Analyse) erleichterte dies, da zu jedem Moment die Bestände an Arbeit, Boden und reproduzierbaren Produktionsmitteln gegeben sind und sich die Frage nach der Reproduzierbarkeit nicht stellt. Dafür rückt eine solche Methode zwangsläufig die Frage in den Mittelpunkt, ob das Einsatzverhältnis der Produktionsfaktoren variabel ist oder nicht. Nur wenn diese Variabilität gegeben ist, ist es zumindest technisch möglich, immer alle gegebenen Produktionsfaktormengen zu beschäftigen. Gleichzeitig ist die Annahme plausibel, daß der Grenzertrag bei Erhöhung eines Faktors und bei Konstanthaltung anderer abnehmend ist. Über die Annahme der Gleichheit von Faktorenentlohnung und Grenzertrag gelangt man zu der gewünschten Bedeutung des Faktorpreisverhältnisses für die Vollbeschäftigung. Auch ein zweites fundamentales Element des Modells gelangt durch diese statische Betrachtungsweise zu seiner Bedeutung: Die steigenden Grenzkosten, die

2 Mit »kapitalistisch« ist auf die Form der Organisation der Arbeit abgezielt.

anzunehmen immer dort plausibel sind, wo die Produktion bis an die Kapazitätsgrenze ausgedehnt wird und die Knappheit von Produktionsfaktoren die größte Bedeutung für das Faktoreinsatzverhältnis gewinnt. Wo nur eine einzige Faktormengenkombination in Frage kommt, verliert die neoklassische Erklärung der Entlohnung der Produktionsfaktoren jede Grundlage. Ebenso ist dort, wo die Grenzkosten nicht steigen, die Vorstellung unhaltbar, daß von der Angebotsseite her gesehen die Preise allein durch die Produktionstechnik und die gegebenen Produktionsfaktoren, also über die Kosten bestimmt seien.

6.

Das Modell, mittels dessen das Robinson-Eatwell-Lehrbuch Grundzüge einer industriell-kapitalistischen Produktion charakterisieren will, stößt sofort zum Problem der effektiven Nachfrage vor: Gleich eingangs soll klar gestellt werden, daß es keinen Automatismus gibt, der zu ständiger Vollauslastung der Kapazitäten tendiert; damit sind für die Analyse aller übrigen ökonomischen Bereiche die Akzente neu gesetzt — beispielsweise wirkt es sich auf die Assoziationen aus, die mit »Knappheit« verbunden sind, und es ergeben sich Konsequenzen für die Frage, was den Preis bestimmt. Einige Charakteristika des Grundmodells in seiner rudimentärsten Form sind: Von nicht reproduzierbaren Produktionsmitteln ist abstrahiert, es gibt zwei variable Inputs, nämlich Arbeit und Maschinen, die von einer Vielzahl von Unternehmern des Konsumgutsektors einerseits und des Maschinenbausektors andererseits in konstanter, einheitlicher Mengenrelation eingesetzt werden. Die Skalenerträge sind konstant. Der zu einem Zeitpunkt gegebene Maschinenbestand ist begrenzter als das Arbeitskräftepotential und limitiert das maximale Produktionsvolumen, das jedoch selten, höchstens in kurzen Boomphasen,

erreicht wird, so daß gewöhnlich Leerkapazitäten verfügbar sind. Jeder Arbeiter des Konsumgutsektors produziert die gleiche Outputmenge pro Periode, und jeder bekommt einen gleichen Prozentsatz davon als Lohn. Vom im Unternehmen anfallenden Profit wird ein — bei allen Unternehmen gleich hoher — Prozentsatz für den Konsum des Unternehmerhaushalts verwendet. Diese die Einkommensverteilung und -verwendung bestimmenden Prozentsätze sind in beiden Sektoren gleich, wobei bezüglich der Löhne angenommen ist, daß sie zur Gänze konsumiert werden.

Das Produktionsvolumen im Maschinenbausektor ist durch Aufträge des Konsumgutsektors bestimmt: Der einen Auftrag erhaltende Unternehmer verschuldet sich mittels Wechsel beim Konsumgutsektor, um für die Beschäftigung von Arbeitskräften, für seinen eigenen Haushalt und für den Bau von Maschinen für den Eigenbedarf Konsumgut zu erhalten. Die Lieferung der Maschine tilgt die Schuld, die auf dem Wechsel in Konsumgut-Mengeneinheiten angegeben ist. Aus der seit Keynes gelehrten Makroökonomie ergibt sich, daß das aus den Entscheidungen der einzelnen Unternehmer resultierende Investitionsvolumen die Beschäftigtenzahl, die Gesamtproduktion und das Sparvolumen bestimmt, wobei der Gesamtwert der für die nächste Periode geplanten Investitionen auch über oder unter der zum Zeitpunkt der Entscheidung gegebenen Sparsumme liegen kann: Die Investitionen rufen Ersparnisse in derselben Höhe hervor. Obwohl also die zentrale Aussage des Robinson-Eatwell-Lehrbuchs jener der üblichen keynesianischen Makroökonomie entspricht, gibt es beträchtliche Unterschiede: Die Ungleichheit der Einkommensverteilung in ihrer beschränkenden Wirkung auf den Hauptteil der Gesamtnachfrage, nämlich den privaten Konsum, wird zusammen mit den Konsequenzen, die sich aus Änderungen ergeben, stark in den Vorder-

grund gerückt, und daß die marginale Konsumquote geringer als die durchschnittliche sein dürfte, wird einige Kapitel später nicht auf »Sättigungstendenzen«, sondern auf das Vorhandensein von Einkommenskategorien zurückgeführt, die von zyklischen Schwankungen relativ verschont bleiben. Neben der Unterteilung der Einkommen in Lohn- und Profiteinkommen mit unterschiedlichen Konsumquoten ist die Verwendung eines Zweigüter-Modells von besonderer Bedeutung, da es — mit einer bestimmten Konsumgutmenge als Rechengröße — eine Rechnung in realen Größen ermöglicht und nicht verschiedenartigste Güter(märkte) zu zweien zusammenfaßt.

Da angenommen wird, daß der Maschinenbausektor auf Auftrag produziert und sich der Konsumgutsektor unmittelbar jeder gewünschten Nachfragemenge anpassen kann,³ wird eine erste Darstellung der Idee ohne Differenz zwischen geplanter und ungeplanter Investition beziehungsweise Ersparnis möglich; daß dieser Aspekt erst später eingeführt wird, dürfte einige der üblichen Verwirrungen vermeiden helfen.

Es folgt eine Multiplikator-Analyse, in der betont wird, daß, wenn Verzögerungen berücksichtigt sind, der Anpassungsprozeß der Gesamtproduktion an ein bestimmtes Investitionsniveau immer wieder durch Änderungen des Investitionsniveaus gestört wird. Zur Demonstration wird ein einfaches, an jenes von Samuelson erinnerndes Konjunkturerklärungsmodell eingeführt, in dem die Investitionsentscheidungen auf Änderungen der Gesamtnachfrage (Akzelerator) und die Gesamtnachfrage auf Änderungen des Investitionsvolumens (Multiplikator) reagieren. Daß das Buch dieses einfachste Konjunkturzyklenmodell verwendet und nicht jenes von Kalecki — was nahelegend wäre, weil die gesamte Mo-

dellkonstruktion auf Kaleckis Arbeit beruht —, dürfte sich daraus erklären, daß lediglich angedeutet werden soll, warum die Vollauslastung der Kapazität ein kurzlebiges Phänomen ist: Auf eine exakte und ausführliche Darstellung eines Modells des automatischen Konjunkturzyklus wird wohl deshalb verzichtet, weil das im Widerspruch zu der sehr stark in den Vordergrund gerückten — und mit der Ansicht von Keynes übereinstimmenden — Feststellung stünde, daß pessimistische Erwartungen, die durch ihre lähmende Wirkung auf Investitionsentscheidungen sich stets selbst erfüllen, zu einer langfristigen Depression führen können. Der konjunkturelle Selbstheilungsmechanismus wird negiert. Die wichtigsten Elemente des kaleckischen Konjunkturmodells, wie etwa die Bestimmungsgründe der Investitionsentscheidungen, werden dem Text in anderer Weise einverleibt.

Daß die Einkommensverteilung nicht wie in den Standard-Lehrbüchern der Makroökonomie in die »ceteris paribus-Klausel« eingesperrt ist, läßt Raum für eine Betrachtung der Bedeutung, die der Lohnanteil am Gesamtprodukt für die Gesamtnachfrage hat: Bei gegebenem Investitionsvolumen ist, da das Arbeitereinkommen für Konsumgüter ausgegeben wird, die Gesamtproduktion und die Beschäftigung um so geringer, je geringer der Lohnanteil am Output ist. Reallohnsenkungen könnten somit nur dann beschäftigungserhöhend wirken, wenn ihre beschäftigungsmindernde Wirkung durch eine stimulierende Wirkung auf das Investitionsvolumen überkompensiert würde; dabei ist aber zu bemerken, daß die Reallohnsenkung bei manchen Unternehmenssparten einen Profitzuwachs, bei anderen (im Konsumgütersektor) einen Profitverlust, insgesamt aber an sich, das heißt bei gegebenem Investitionsvolumen, keine Änderung des Profitvolumens mit sich bringt, denn dieses entspricht dem Gegenwert der Nettoinvestitionen und des Unternehmerkon-

3 Das heißt, von Lagern und Verzögerungen wird abstrahiert.

sums. Diese Betrachtungsweise rückt den Zusammenhang zwischen Krise und Reallohn in ein anderes Licht.

Untersucht werden auch die Zusammenhänge zwischen Reallohn und technischem Fortschritt: In der Diktion des Modells ermöglicht es die Steigerung der Arbeitsproduktivität, daß eine geringere Zahl von Arbeitern die zum Kauf einer gegebenen Menge Maschinen nötige Konsumgutmenge produziert; bei unverändertem Reallohn ist daher der Konsum der Arbeiter insgesamt geringer, als er ohne gesteigerte Arbeitsproduktivität wäre, falls der technische Fortschritt nicht eine Stimulierung der Investitionen mit sich bringt, die diese beschäftigungsmindernde Wirkung kompensiert; dies mag solange mehr oder weniger der Fall sein, bis jene Anlagen, die noch nach der alten Technik produzieren, aus dem Produktionsprozeß ausgeschieden sind. Jedenfalls aber ist dann, wenn der Reallohn mit der Arbeitsproduktivität mitsteigt, eine geringere Steigerung des Investitionsvolumens nötig, damit die Beschäftigtenzahl erhalten bleibt: Daß die Steigerung des Reallohns die Gefahr der Überproduktion mildern hilft, erklärt, daß in Ländern, wo die Steigerung des Reallohns überhaupt von der Situation des Arbeitsmarkts her wirkungsvoll gefordert werden kann, eine Reallohnsteigerung im Einklang mit Produktivitätssteigerungen hingenommen wurde.

7.

Was den monetären Aspekt betrifft, beschreibt das Modell eine sich dem Produktionsvolumen anpassende Geldmenge. Es illustriert auch die Rolle des Zinssatzes: Ein Konsumgut-Unternehmen, das eine bestimmte Outputmenge produziert, kann einen Teil der durch die entstehenden Ersparnisse möglichen Maschinenkäufe aufschieben und Darlehen an Unternehmen vergeben, die über ihre eigenen Ersparnisse hinaus Maschinen kaufen. Hohe Profiterwartungen stimulieren

die Investitionsbereitschaft und treiben die Kreditkosten in die Höhe, was tendenziell antizyklisch wirkt.

Im Kapitel »Finanzmittel«, in dem das in der heutigen Realität gegebene Geldwesen beschrieben ist (Geldschöpfung, Kapitalmarkt, Zinssätze), betonen die Autoren, daß ihr Grundmodell den Einfluß der erwarteten Profitrate auf den Zinssatz überschätzt, da an einer Börse heute die jährlichen Ströme (Neuemissionen und Nachfrage nach Anlagemöglichkeiten) im Vergleich zum Gesamtbestand an finanziellen Vermögen gering sind. Das Erwartungsklima an der Börse, das wenig objektive Basis hat und in dem sich selbst erfüllende Erwartungen Kauf- und Verkaufsquellen hervorrufen und den Wertpapiermarkt instabiler als die industrielle Aktivität machen, bestimmt das Kursniveau. Die Darstellung des Einflusses der Behörden auf das Zinsniveau kommt zum Schluß, daß die Vorstellung, es könne damit die Volkswirtschaft reguliert werden, ein »Tagtraum des Ökonomen« sei; und in der Diskussion des heutigen Monetarismus heißt es zu Friedmans Wiederherstellung der Trennung zwischen realen und monetären Kräften, die auf der Korrelation zwischen der Entwicklung des Geldumlaufs und des nominellen Sozialproduktes aufbaut, es sei nicht einsichtig, wie Geldmengenänderungen Änderungen des Sozialproduktes hervorrufen sollen — es sei denn, der Reagibilität von Investitionen und Konsum auf Änderungen der Zinssätze werde übertriebene Bedeutung beigemessen —, während umgekehrt die geldmengenändernde Wirkung von Sozialproduktänderungen ohne weiteres einsichtig sei.

8.

Das Grundmodell beschreibt Hauptcharakteristika jenes Teiles der Volkswirtschaft, der hauptsächlich mit produzierten Produktionsmitteln arbeitet. Dort ist, heißt es, die Annahme eines

konstanten Input-Input- und Input-Output-Mengenverhältnisses—solange es nicht durch technischen Fortschritt oder durch eine von Arbeitskräfteknappheit erzwungene Erhöhung des Mechanisierungsgrades geändert wird — und konstanter Skalenerträge eine brauchbare Arbeitshypothese. Gleichzeitig ist es für die Unternehmen zu unsicher, bis zur Kapazitätsgrenze zu produzieren und den auf dem Markt zustandekommenden Preis zu akzeptieren: Sie setzen einen Preis fest, der hoch genug über den variablen Durchschnittskosten liegen soll, um jedenfalls die fixen Kosten zu decken und bei normaler Auftragslage einen Profit zu erbringen; sie sind somit fähig, Änderungen der Nachfragebedingungen mit ihrer Produktionsmenge zu entsprechen. Die ursprüngliche vereinfachende Annahme, der mark-up sei für alle Unternehmen gleich, wird später fallengelassen; bei der Preisfestsetzung sind die Unternehmen aber nicht wie ein Monopolist souverän, sondern müssen Macht und Verhalten der Konkurrenz in Rechnung stellen. Die Höhe des mark-ups ist mit dem Investitionsrisiko verbunden, das um so höher ist, je mehr ein Investitionsprojekt finanzielle Mittel in langfristigen Ausrüstungsanlagen festlegt; aber nichts schützt das Wirtschaftssystem davor, daß die Eintrittsbarrieren so hoch sind beziehungsweise werden, daß sie Monopolgewinne ermöglichen, die über eine Abgeltung des Investitionsrisikos hinausgehen.

Damit sind die Ausführungen der Mikroökonomie über Monopol, konstante Grenzkosten, Oligopol und monopolistische Konkurrenz nicht Exkurs, sondern ergeben eine in sich geschlossene Beschreibung eines Teiles der Wirtschaft. Diesem Teil der Wirtschaft wird jener andere gegenübergestellt, in dem nichtreproduzierbare Faktoren eine starke Rolle im Produktionsprozeß spielen und in dem außerökonomische Einflüsse stark auf die Produktionshöhe wirken: Im Bereich der Urproduktion ist die Produktion

der Änderung der Nachfragebedingungen viel schwieriger anzupassen, und da eine Vielzahl von Anbietern gegeben ist, herrscht Preiskonkurrenz und sind die Anbieter gezwungen, den Marktpreis zu akzeptieren. Der Versuch, durch schnelle Ausweitung der Angebotsmenge den Umsatz zu vergrößern, kann zu scharfen Preissenkungen führen, die den Umsatz vermindern. Daß der Prozeß zum Gleichgewicht, wie er in den Standard-Lehrbüchern beschrieben ist, nicht zwangsläufig abläuft, und daß Gleichgewichtszustände nicht von Dauer sind, liegt laut Robinson und Eatwell daran, daß erstens die Erwartung künftiger Preisentwicklung alle als »normal« angesehenen Reaktionen umkehren kann und daß zweitens die Marktbedingungen niemals lange stationär bleiben. Immerhin ist der Bereich der Urproduktion nach diesem Lehrbuch jener Bereich der Wirtschaft, auf den die Annahmen, von denen die neoklassische Ökonomie ursprünglich ausgeht, noch am ehesten zutreffen; allerdings ist nicht nur seine Bedeutung relativ gering geworden, sondern es besteht auch eine Tendenz, die Risiken des freien Marktes durch Marktregulierungen oder durch Angebotsstrukturen, wie sie für den anderen Produktionsbereich typisch sind, auszuschalten.

9.

Zu zeigen, daß die Grenzproduktivitätstheorie die Faktorentlohnung in einer mit vielerlei und hauptsächlich produzierten Inputs arbeitenden Wirtschaft nicht erklären kann, ist nicht genug, wenn man die Neigung des wirtschaftswissenschaftlichen Betriebes bedenkt, mit dem Hinweis auf fehlende Alternativen mangelhafte Erklärungsversuche über Generationen hinweg zu tradieren. Daher ist es von essentieller Bedeutung, daß das Lehrbuch eine Bestimmung der Profitrate bieten kann: Sie ist, wie die postkeynesianische Wachstumstheorie zeigt, auf dem stetigen Wachstumspfad unter

gewissen Annahmen⁴ ausschließlich durch die Akkumulationsrate, das heißt durch das Verhältnis der Investitionen zum Kapitalstock, bestimmt. Mit Hilfe von Piero Sraffas »Warenproduktion mittels Waren«, dessen zentrale Aussage wohl kaum einfacher und zugleich exakter als in diesem Buch skizziert werden könnte, wird gezeigt, daß diese Aussage als langfristig-dynamische Version des im Lehrbuch entwickelten kaleckischen Gewinnspannen-Modells interpretiert werden kann. Als Resultat ergibt sich, daß der Verteilungskampf ein bestimmender Faktor der Einkommensverteilung ist und nicht bloß einer, der die aus gegebenen Faktormengen und deren produktiven Eigenschaften resultierende Verteilung und so das Gleichgewicht stört. Der gewerkschaftliche Kampf kann den Versuch vereiteln, die Profitrate über eine Erhöhung der Bruttogewinnspanne, das heißt Senkung des Lohnanteils am Output, zu erhöhen. Und der Versuch, die Profite in einem Stadium der Stagnation durch Senkung der Arbeitskosten zu erhöhen, ist zum Scheitern verurteilt, weil die Gesamtnachfrage vermindert wird.

Die neoklassische Theorie beschreibt eine Gesellschaft, die immer wieder entscheidet, in welchem Ausmaß sie konsumieren oder zugunsten eines später um so größeren Konsums akkumulieren will. Das Lehrbuch betont, daß diese Darstellung nur dann nicht beschönigend ist, wenn unter anderem gesehen wird, daß den Konsumverzicht, den eine höhere Akkumulationsrate bedeutet, die Arbeiter durch geringeren Reallohn leisten, während sie den Unternehmerhaushalten Mehrkonsum bringt.

⁴ Langfristig konstante Profitrate, neutraler technischer Fortschritt, proportional mit der Arbeitsproduktivität steigender Reallohn, konstante Kapazitätsauslastung.

Die mikroökonomische Haushaltstheorie wird durch eine Besprechung der Bestimmungsgründe dafür ersetzt, wer in einer Privatwirtschaft was kauft beziehungsweise kaufen kann: Die personale Einkommensverteilung, der bestimmende Einfluß des Angebots auf die Nachfrage, die staatliche Budgetpolitik, besonders hinsichtlich ihrer Verteilungswirkung, und das Konzept des Pareto-Optimismus kommen zur Sprache.

Weiters werden im Analyseteil die außenwirtschaftlichen Aspekte der Marktwirtschaft (mit einer Darstellung der Theorie der komparativen Kosten) und die Planung in sozialistischen Ländern analysiert. Dem Analyseabschnitt folgt ein kurzer Abschnitt (ein Achtel der Gesamtseitenzahl), der sich den Gegenwartsproblemen der kapitalistischen Länder, der sozialistischen Länder und der Dritten Welt widmet.

Das Lehrbuch von Robinson und Eatwell ist wert, studiert und als Alternative in Betracht gezogen zu werden. Es kommt deshalb als Alternative in Frage, weil es nicht nur das von einem Lehrbuch erwartete Instrumentarium präsentiert, sondern auch auf alle Probleme eingeht, die auch die anderen Lehrbücher behandeln. In der einheitlichen Strukturierung, in der Fülle der behandelten Themen ist es den Standard-Lehrbüchern überlegen.

Allerdings ist es kein leichtes Buch. Ein Autodidakt, wenn er noch keine Kenntnisse der Volkswirtschaftslehre besitzen sollte, dürfte größte Schwierigkeiten haben, das Buch zu verstehen. Dazu kommt, daß die deutsche Übersetzung zahlreiche Fehler entstehen ließ, die die Lektüre zusätzlich erschweren; sie bedürfte dringend gründlichster Überarbeitung. Das Buch bedarf daher einer Erläuterung in Vorlesungen, seminaristischen Veranstaltungen oder einem Arbeitsbuch.

Auch wird das Buch jenem Leser am meisten geben, dessen Kenntnisse es ihm gestatten, verschiedene Aussagen (zum Beispiel Anspielungen, kritische Bemerkungen) in ihrer ganzen Reichweite zu verstehen: Das Buch ist vielfach lakonisch kurz. Daß in diesem (post)keynesianischen Lehrbuch der Staat äußerst kurz besprochen wird, ist auffallend, wenn man bedenkt, daß die Keynesianer die Möglichkeiten staatlicher Wirtschafts- und Sozialpolitik betonen.

Was die politische Basis dieses Buches betrifft, dürfte sie schmal sein: Auf Befürworter der Privatwirtschaft müssen jene Passagen abschreckend wirken, die die Vorteile einer »rational geplanten Wirtschaft« betonen, für Marxisten ist das Buch mit seiner Ablehnung der Arbeitswertlehre und

durch Aussagen, wie »Im täglichen Leben mag in einer sozialistischen Fabrik das Industriedasein nicht weniger ermüdend und unmenschlich sein als in einer kapitalistischen«, ebenfalls unannehmbar.

Und solche Aspekte waren in der Nationalökonomie schon immer ausschlaggebend für die Durchschlagskraft und Überlebensfähigkeit wissenschaftlicher Beiträge. (Die Autoren wären gut beraten gewesen, hätten sie sich mehr bemüht, ihr Lehrbuch ebenfalls als »Positive Ökonomie« erscheinen zu lassen.) Jedenfalls: wenn das Lehrbuch Joan Robinsons und John Eatwells Anstoß zur Schaffung einer neuen Generation von Lehrbüchern geben könnte, würde dies die Szene wesentlich bereichern.